

wurde, die Richtigkeit des Sachverhalts bestätigen mochte, es fanden sich doch Mehrere, welche dazu zweifelnd den Kopf schüttelten.

Zwei oder drei schrieben sogar an den Hauseigentümer, baten um Bescheid und ließen zwischen den Zeilen die Vermuthung lesen, daß es vielleicht mit dem Verstande des Wirtshausbesizers nicht mehr richtig sei.

Der Graf antwortete den Zweiflern in der artigsten Form und bestätigte vollinhaltlich die Mittheilung Schwiebede's.

Alle Zweifel waren somit beseitigt.

Nun kam die Reihe an die Betrachtungen und, was noch schlimmer, an die Vermuthungen.

Warum setzt der Eigentümer die Miethen herab?

„Ja, warum?“

„Jedenfalls muß er Gründe dazu haben. Aber welche?“

„Gott weiß, was dahinter steckt!“

„Wird ein vernünftiger Mensch im Vollgenusse seiner fünf Sinne auf eine solche Einnahme ohne Weiteres verzichten?“

„Gewiß nicht. Er muß dazu ganz eigenthümliche Gründe haben.“

Und Alle wiederholten im Chorus:

„Ja, es muß etwas dahinter stecken!“

Aber was?

Von der Belle-Etage bis zum Dach beschäftigte sich Alles mit ähnlichen Betrachtungen, Vermuthungen und Conjecturen. Alle strengten sich an, das unbegreifliche Räthsel zu lösen, aber es wollte ihnen nicht recht gelingen. Schließlich erfaßte Alle eine große Unruhe, als ständen sie vor einem mit sieben Siegeln verschlossenen Geheimniß.

„Vielleicht hat der neue Hauseigentümer etwas auf dem Gewissen,“ zischelten Einige, „es wäre schrecklich . . .“

„Und da will er seine Gewissensbisse durch eine menschenfreundliche That einigermaßen beruhigen,“ ergänzte ein Anderer.

„Ist vielleicht das Haus haufällig?“ warf ein Dritter hin.

„Wohl möglich; aber alt ist es gerade nicht.“

„Das ist richtig. Indes mußten die Mauern dennoch gestützt werden, als man im Vorjahre den neuen Kanal grub.“

Audere wollten wieder ein unheimliches Krachen des Dachstuhls gehört haben. — Der Miether der Belle-Etage kam sogar auf den Gedanken, der Hauseigentümer wolle verbrecherischer Weise an sein Haus Feuer legen, um dadurch von der Versicherungs-Gesellschaft eine große Summe zu erlangen.

Für die gewöhnlichen Leute von der dritten Etage aufwärts, gab indes folgender Vorfall den Ausschlag. Die Hälfte der dritten Etage bewohnte eine alte Wittve, welche manchmal Verwandte und Gäste bei sich sah, die sie mit altem, vorzüglichem Rothwein bewirthete. Dieser Rothwein lag in Flaschen gezogen im Keller. Nun hatte diese Wittve auch eine Köchin aus Hinterpommern und diese Köchin hatte, wie jede Köchin, einen „Bräutigam“.

Eines Abends, während die Wittve außerhalb des Hauses auf Besuch war, besuchte der Bräutigam die Köchin. Diese wollte ihm eine Flasche Rothwein aus dem Keller „holen“ und stieg deshalb in die dunkle Tiefe. Da, — sie hatte die Flasche schon erfaßt, — rauschte etwas hinter ihr, sie wandte sich um, . . . ha, schreckliches Gespenst! . . . Ein Schrei, das Licht entfiel ihrer Hand und halbtodt vor Angst rannte sie die Treppe hinauf. Was hatte die Köchin gesehen? — Sie schwur darauf, daß ihr der alte, verstorbene Hauseigentümer leibhaftig erschienen und ihr mit einer Mieths-Quittung in der Hand gedroht habe. —

Sämmtliche Diensteute im Hause steckten die Köpfe zusammen . . .

Niemand wollte mehr Abends in den Keller gehen . . .

So war man vom Zweifel zu Vermuthungen, von diesen zur Unruhe und von letzterer zur Angst gekommen. Der Miether der Belle-Etage, der ein wohlgefülltes Geldspind und viele Werthsachen besaß, kündigte zuerst.

Herr Schwiebede benachrichtigte davon den Hauseigentümer.

„Möge er gehen!“ sagte ruhig der Graf.

Aber schon im Laufe der nächsten Tage kündigte der Kaufmann der zweiten Etage. Diefem Beispiele folgten die Wittve der dritten und die Briesträgerfrau vier Treppen hoch.

Von diesem Augenblicke ward die Flucht eine allgemeine. Ehe noch die Woche zu Ende gegangen, hatten sämmtliche Miether gekündigt . . .

Die weiblichen Bewohner des Hauses hatten eine solche Angst, daß sie fast gar nicht mehr schliefen. Die Köchinnen und Dienstmägde wollten ihre Herrschaften verlassen, — „denn es sei im Hause nicht mehr auszuhalten,“ — außer sie erhielten doppelten Lohn.

Herr Schwiebede wankte selbst wie ein Gespenst umher, während Fräulein Hulda den Kopf hängen ließ.

„Nein,“ rief Frau Schwiebede bei jeder Kündigung, „das geht nicht mit rechten Dingen zu.“

Inzwischen luden einundzwanzig Tafeln auf der Vorderseite des Hauses Wohnungsbedürftige zum Miethen ein. — Herr Schwiebede lief unverdroffen Treppen auf, Treppen ab.

„Sie können nach Belieben wählen,“ sagte er zu den Leuten, welche miethen wollten, „das ganze Haus wird leer; alle Miether haben wie ein Mann gekündigt. Warum, weiß Niemand recht; indes es giebt Dinge, — oh, Dinge und Geheimnisse, die nicht zu ergründen sind . . . Ueberdies hat der Eigentümer die Miethpreise herabgesetzt.“

Die Leute, welche zu miethen kamen, machten sich eilends aus dem Staube.

So kam der Umzugstag heran. Einundzwanzig Möbelwagen fuhr

ren vor dem Hause auf und räumten es vollständig aus. — Selbst die Matten und Mäuse verließen es, als sie darin nichts mehr zu nagen fanden.

Nur Herr Schwiebede hauste mit seiner Familie noch im Hintergebäude. Er war indes auffällig blaß und mager geworden. Frau Schwiebede und Fräulein Hulda vermochten vor Angst fast keine Nacht zu schlafen. Sobald es dunkel wurde, drängten sie sich unruhig an Papa Schwiebede, der auf seine Zerstreung in der benachbarten Destillation völlig verzichten mußte.

Auch Herr Schwiebede konnte nicht schlafen und seufzte manche Nächte durch.

Da faßte er eines Morgens einen heroischen Entschluß. Er ging zum Hauseigentümer, überreichte ihm alle Schlüssel und — verschwand sammt Frau und Fräulein Hulda auf Nimmerwiedersehen!

Das Haus steht noch heute leer. — Auf den Fensterscheiben liegt dicker Staub, während sich die einundzwanzig Tafeln, welche zum Miethen einladen, gespenstig im Abendwinde wiegen. Der „üble Ruf“ des Hauses vercheucht alle Miether . . .

„Das ist der Fluch der guten That!“

(Aus der Sonntagsbeilage der „Berl. Bürgerztg.“)

## Vermischte Nachrichten.

— Wir wollen hiermit nicht verfehlen, unsere Leser auf eine neue literarische Erscheinung aufmerksam zu machen. „Der Jugend Spiel und Arbeit“ betitelt sich ein von Dr. Jan Daniel Georgens und Jeanne Marie von Gayette-Georgens herausgegebenes pädagogisches Journal, über dessen Zweck und Erscheinungsweise das Nähere im Inseratentheile des heutigen Blattes ersichtlich ist, und verweisen wir unsere Leser hiermit auf bezügliches Inserat.

— Ein merkwürdiger Fall von Somnambulismus ist in Paris beobachtet worden. Man berichtet hierüber von dort unter dem 20. Dezember: Gräfin F. . ., eine bekannte Dame, bewohnt jetzt ihr Schloß in der Nähe von Paris. Seit einiger Zeit bemerkte sie den Abgang von Pretiosen, Spitzen und anderen werthvollen Toilettegegenständen. Die Ehrlichkeit und Treue ihrer Leute — sie hat nur eine Kammerfrau und einen Kutscher zur Bedienung — schien ihr jedoch so erprobt, daß sie dieselben nicht einmal im Verdacht hatte, die fehlenden Gegenstände entwendet zu haben. Ihr Sohn jedoch, ein Offizier, der sie dieser Tage besuchte, war nicht so vertrauensvoll und nahm sich vor, gelegentlich aufzupassen, um, wie er meinte, den Dieb zu entdecken. Vorgestern Abend postirte er sich nun wohlbewaffnet in einem langen Corridor, welcher das ganze Schloß durchläuft, und erwartete, daß sich sein Verdacht bestätigen werde. Bis 1 Uhr nach Mitternacht blieb Alles ruhig. In diesem Augenblicke jedoch erschien ein Schatten am andern Ende des Corridors. Der Offizier feuerte nun eine Pistole ab, glücklicherweise jedoch ohne zu treffen, denn beim Scheine des aufflammenden Schusses erkannte er seine eigene Mutter, die in einem Zustande des Somnambulismus ihre Pretiosen aus ihrem Boudoir forttrug und sie in einer verfallenen Nische des Corridors verbarg, wo sich auch alles Fehlende wieder vorfand.

— Es empfiehlt sich wohl, besonders darauf aufmerksam zu machen, daß noch niemals von einer Münze so viele Falsificate im Verkehr vorgekommen sind, wie von den kleinen Zwanzig-Pfennigstücken. Es lagern nach der „B. V.-Ztg.“ ganz unglaubliche Quantitäten derartiger als falsch angesehener Stücke schon gegewärtig in den Cassen der Behörden. Es ist diese Erscheinung kaum anders zu erklären, als daß die Herstellung dieser dünnen Stücke in geringerem Metall durch Balancier auf fallend leicht ist und die dann ganz dünn verfilberten Stücke in den Kleinverkehr, innerhalb dessen sie sich allein bewegen, und bei dem eine im Ganzen geringe Sorgfalt bei der Prüfung der Münzen obwaltet, sich auch leicht weiter begeben lassen. Es empfiehlt sich deshalb aber um so mehr, diesen kleinen Zwanzig-Pfennigstücken größere Sorgfalt zuzuwenden.

— Ein eifriger Anhänger des Generalpostmeisters und deutschen Sprachreinigers Stephan setzt in der deutschen Tischler-Zeitung einen Preis von je 5 Mark aus für die beste deutsche Bezeichnung der im Möbelhandel täglich wiederkehrenden Fremdwörter: Büffet, Fauteuil, Kommode, Sopha und Vertikow. Bewerbungen sind mit der Aufschrift „Sprachreinigung“ versehen bis zum 1. Februar 1878 an die Redaction der Deutschen Tischlerzeitung, Berlin SW., Rostizstr. 50 portofrei einzureichen. 25 Mark liegen also gleich beim Eintritt des neuen Jahres für einen guten Deutschen auf der Strafe.

— Ueber einen neuen Fall von Blutvergiftung durch Waschlau berichtet die „D. Z.“ aus Düsseldorf unterm 29. v. Mts. Folgendes: Eine Waschfrau aus Oberbill, welche in einem Hause auf der Bergerstraße die Wäsche besorgte, verletzete sich am Donnerstag beim Waschen unbedeutend die Hand. Als sie nach der Wäsche das Weißzeug bläute, kam etwas Bläue in die Wunde. Abends war der ganze Arm angeschwollen, und gestern starb die Frau. Ein vorgestern Abend herbeigerufener Arzt konnte sie nicht mehr retten.

— [Abgefertigt.] Justizrathswittve (zu ihrer ehemaligen Köchin): „Sie haben ja, wie ich hörte, geheirathet, — was ist denn Ihr Mann?“ — Köchin: „Scheerenschleifer, gnädige Frau!“ — Justizrathswittve: „So! Das ist aber wenig!“ — Köchin: „Nun, ich mein', ein lebendiger Scheerenschleifer ist doch immer noch besser, als ein todtter Justizrath!“